

Seit seinem sechsten Lebensjahr gilt der Argentinier Armando Hector Ruiz als Wunderkind, der mit seinem Cellospiel die Menschen auf ganz besondere Art zu berühren vermag. Als sich bei seinen Konzerten immer häufiger auch spontane Heilungen Schwerstkranker ereignen, wird aus dem Wunderkind ein von der Öffentlichkeit gleichermaßen gefeierter wie gejagter neuer Messias.

Das Kind ist von den Ereignissen völlig überfordert. Doch die Menschheit hat zu lange auf eine neue Retterfigur gewartet und so findet er sich bald wieder auf den größten Bühnen der Welt, wo die Massen mit seiner Musik Ekstase und Heilung erleben. Während die Religionen und Gesellschaft anfangs versuchen, das Phänomen zu stoppen und ihre alten Werte zu retten, liegt Armando bald die ganze Welt zu Füßen.

Auf dem Weg zum Erwachsenen bauen sich, durch sein nachdenkliches und melancholisches Wesen, aber zunehmend auch dunkle Zweifel auf, die seine Wirkung bald ins Gegenteil verkehren. Wehrlos muss er nun erleben, wie seine Musik die Tore zur Hölle öffnet, mit Tod und Zerstörung. Seine verzweifelte Suche nach Antworten bringt ihn sowohl mit den Erklärungen der Naturwissenschaften in Berührung als auch mit den uralten Lehren der Veden und Buddhas, nach welchem es ohne Bewusstsein keine Wirklichkeit geben kann? Kann diese Erkenntnis auch der Ursprung seiner Wirkung sein?

Eine berührende, bilderstarke Geschichte über die Macht von Imagination und Bewusstsein, ein fesselnder Entwicklungsroman und ein spannender Roadmovie in einem.

Das Konzert im Teatro Colon, Buenos Aires, 21. Oktober 1961

...

Das Auditorium lag im gedämpften, warmen Licht Hunderter kleiner Kristallglasleuchten entlang der fünf Balkonetagen, die sich auftürmten bis zur bemalten Kuppel in schwindelerregender Höhe. Die dominierenden Farben Gold und Rot verliehen dem Raum trotz seiner enormen Größe etwas Intimes. Die Reihen waren zwar noch immer bis auf den letzten Platz gefüllt, doch verharrte der ganze Raum in der Bewegungslosigkeit einer Fotografie. Viele Konzertbesucher saßen einfach da, traumverloren, mit geschlossenen Augen. Die meisten allerdings blickten gänzlich entrückt empor zu dem riesigen Kronleuchter, der in der mächtigen, den ganzen Raum überspannenden Kuppel nur ganz schwach in warmem Orange glühte.

In der Mitte der großen Bühne, vom dünnen, grellweißen Kegel eines Scheinwerfers wie ein Käfer aufgespießt, saß reglos ein zwergwüchsiges Wesen mit einem Cello; sein Instrument in inniger Verkrümmung umfassend, seine Wange an das Griffbrett gedrückt, den Blick gesenkt, den rechten Arm weit in die Höhe ausgestreckt, mit der Bogenspitze hinaufzeigend zu dem Kronleuchter, dahin, wo der letzte Klang seiner Musik sich verfangen hatte, um sich schließlich in Stille aufzulösen.

Erst bei genauerem Hinsehen konnte man erkennen, dass es sich bei dem Cellisten um einen Knaben von höchstens neun Jahren handelte, mit schwarzem Lockenkopf und von feingliedriger Gestalt. Es war Armando Hector Ruiz, das „Wunder von Buenos Aires“.

Argentinische Männer haben den Ruf, niemals zu weinen, aber in diesem Moment flossen bei den meisten Konzertbesuchern, ob Mann oder Frau, stille Tränen über gelöste Gesichtszüge.

Was war geschehen? Was hat diese Menschen so in den Bann gezogen? Und wann werden sie aufstehen und gehen? Maria Rosa fröstelte, sie zog mit der einen Hand ihren etwas eng sitzenden, dunkelblauen Blazer vorne zusammen. Dabei entglitt ihr der Schlüsselbund, den sie zuvor fest umklammert hielt, und fiel auf den dicken roten Teppich.

Es war nur ein unbedeutendes, kleines Geräusch, dennoch aber laut genug, um die zarte Hülle der Stille in diesem mächtigen Raum

zu zerreißen und diesen unerklärbaren Zauber aufzulösen. Als sei ein Schalter umgelegt worden, erwachte die Fotografie zum Leben, und der Raum füllte sich mit leisem Rauschen von tonlos flüsternden Stimmen.

„Ich habe das Antlitz Gottes gesehen!“, stieß eine ältere Dame im Parkett mit fester Stimme hervor. Jeder konnte sie hören, das Meer des Flüsterns wurde lauter; diese Worte schienen einem jeden der Anwesenden direkt aus der Seele zu sprechen.

Als der Knabe sich endlich erhob und etwas ratlos in der Mitte der Bühne stehen blieb, begann sich die Spannung im Raum in einer wahren Sturmflut der Begeisterung zu entladen, jedoch ohne dass auch nur ein einziges Händepaar applaudiert hätte. Wie ein gespenstischer Chor aus der Unterwelt schwoll nun ein Cluster aus über dreitausend Stimmen zu einem infernalischen Fortissimo. Dann, als folgten sie einem geheimen Befehl, erhoben sich die Menschen im Parkett und bewegten sich gleich einem Lavastrom langsam hin zur Bühne, wo der Knabe, den Blick verängstigt gesenkt, sein Instrument noch immer fest umklammert hielt.

Einige der vordersten Bewunderer schienen offenbar die Fassung gänzlich zu verlieren und lehnten sich weit über den Rand der Bühne, wo sie versuchten, den Jungen zu berühren. Wieder andere schrien: „Segne uns!“ Die Menge nahm den Ruf auf und skandierte: „Segne uns, segne uns, segne uns...!“ Eine Frau schob ein Bündel mit einem Säugling auf die Bühne: „Berühre mein Kind! Meister!“ In der vordersten Reihe erhoben sich einige Rollstuhlfahrer und versuchten, sich zur Bühne durchzukämpfen.

„Ein Wunder! Ich bin geheilt!“, schrie einer von ihnen und wuchtete seinen zerbrechlichen Körper mit aller Kraft gegen die immer dichter werdende Menschenmauer am Bühnenrand.

Dann gelang es den Vordersten, auf die Bühne zu klettern und sich dem Jungen zu nähern. Mit verzweifelmtem Blick schaute dieser sich um. Jetzt stürmte eine junge Frau hinter dem schweren Vorhang hervor, eilte auf das Kind zu, nahm ihm das Cello ab, zog ihn hinter sich her, und Sekunden später verschwanden beide hinter dem Seitenvorhang des Bühnenportals.

Die Menge schrie!

Hätte man sich auch nur einen Augenblick losreißen können von dem ganzen Spektakel und hätte zu der Präsidentenloge hinaufge-

blickt, dann wäre einem nicht entgangen, wie der Staatspräsident Arturo Frondizi besorgt die Szene überblickte. Schließlich war er ja in gewisser Weise der stille Urheber des heutigen Abends. Auch wenn er sich sicher gewesen war, dass der Junge die Menschen begeistern würde, so war doch das, was sich im Teatro Colón an diesem Abend abspielte, geradezu beängstigend und weit außerhalb jeglicher Normalität; es war ganz einfach des Guten zu viel!

Im engen Kassenhäuschen telefonierte Maria Rosa aufgeregt mit der Polizei, um Unterstützung anzufordern, während Gertrudis sich unter der Garderobentheke versteckte.

Armando und seine Mutter bekamen von den darauffolgenden Tumulten im Theater, im Foyer und draußen auf der Straße nichts mit. Isabel Gomez de Ruiz schloss die ledergepolsterte Türe der Solistengarderobe hinter sich und dem Jungen, dann umarmten sie sich innig. Beide wussten, dass heute Abend etwas Besonderes geschehen war und dass wohl nichts mehr sein würde wie zuvor.

...

Nach der Flucht; das Leben in der neuen, kalten Welt

...

Bern, im Januar 1967

Sechs Jahre waren vergangen, seit sie Buenos Aires verlassen hatten, und Armando war inzwischen fünfzehn. Vom Tag ihrer Ankunft in der Schweiz war alles anders geworden, er war anders geworden. Er hatte sich seiner Vergangenheit konsequent verweigert, wollte nichts mehr wissen von Argentinien, von Doña Alva und allem, was zu ihrer geheimnisvollen Welt gehörte, vom Cello, von der Kraft der Musik und „diesem ganzen Hokuspokus“, so sein abschätziger Kommentar. Aus dem fröhlichen, neugierigen und verspielten Kind war ein verschlossener und zynischer Zweifler geworden. Selbst seine Muttersprache hatte er abgelehnt, und er begann erst wieder zaghaft zu kommunizieren, als sein Deutsch gut genug war.

...

Vieles in der neuen Heimat blieb für Armando fremd und bedrohlich: die Mentalität der Menschen, die Melodie der Sprache, das Klima, der Geruch des stets feuchten Sandsteingemäuers der frühmittelalterlichen Stadt. Er empfand, dass ihre Geschichte, die sich an jeder Ecke ausdrückte, düster und schwer auf den Bewohnern lastete. Alles Schöne und Gute aber, das diese großartige Stadt zweifellos zu bieten hatte, blieb ihm verborgen.

Oft stand er stundenlang unten an der Aare beim Schwellenmätteli, auf der Sandbank gegenüber des Stauwehrs, von wo aus er den herangleitenden Fluss beobachtete, wie er sich durch die engen Wehrtore drängte. Sein unruhiger Blick suchte die Öffnungen ab, als erwarte er dort jeden Augenblick das Erscheinen eines leblosen Körpers, der von den Wassermassen auf eines der breiten Steinsimse geschoben würde, für einen Moment dort liegenbliebe, dann aber doch hinunterglitte und vom schäumenden Weiß verschluckt würde, um kurz darauf als dunkles Bündel wieder aufzutauchen und in einem großen Bogen direkt vor seinen Füßen vorbeizutreiben. Und der nächste würde kommen, und wieder einer, und noch einer. Er wusste, er würde sie alle erkennen, diese

Toten. Unter ihnen würde sein Vater sein, Doña Alva, Pablo, der alte Thalmann und... der kleine Jorge, all die Menschen, die er für immer verloren hatte, durch das Feuer, durch die Flucht, durch seine gnadenlose Verbannung an diesen schrecklichen, kalten Ort.

Wenn Isabel ihren Sohn suchte, dann fand sie ihn entweder dort unten am Fluss oder bei den Torbogen des Münsters, die eine schrecklichschaurige Faszination auf ihn auszuüben schienen. Hier beim Haupteingang zu der mächtigen gotischen Kathedrale verbrachte er viel Zeit damit, die bizarren Darstellungen von in Stein gehauenen Szenen menschlicher und göttlicher Grausamkeit zu betrachten: in heiligen Flammen brennende Leiber, Gehenkte und Geköpfte, Gequälte, finstere Kirchenfürsten, Heerscharen schwer bewaffneter Engel und Teufel – Glaube und Erleuchtung durch Angst und Gewalt. Verstörend aber waren vor allem die Gesichter der Figuren, die alle dieselbe eiskalte Gleichgültigkeit ausstrahlten, ob es nun die schwertschwingenden Engel waren oder die Gefolterten und lichterloh Brennenden oder aber die Auserwählten und Geretteten – alle hatten sie diesen gleichen Blick.

Es brach Isabel das Herz, ihr Kind so erleben zu müssen und nichts dagegen tun zu können. Wann immer sie dennoch einen hilflosen Versuch wagte, ihn auf die Themen anzusprechen, die sie bedrückten, zog Armando sich noch weiter zurück. So fand sie auch nie den Mut, ihn zu fragen, weshalb er oft auf dem Bremgartenfriedhof bei Beerdigungen gesehen wurde, wo er sich unter die Trauernden mischte, oder was ihn dazu bewegte, oft stundenlang das Treiben am Eingang der Notaufnahme des Inselspitals zu beobachten. Er schien sein Gefühl von Lebendigkeit ganz und gar in der Welt des Dunklen und Dramatischen zu suchen.

...

Bei Meister Takumi Nura

Armando weiß, er wird nicht mehr in sein altes Leben zurückkehren können. Auf seiner Flucht begegnet er dem Zen-Meister Takumi Nura, der ihm Schutz bietet und ihn Schritt für Schritt näher an die Rätsel seiner Geschichte führt.

...

Am Abend, nach dem Essen, hatte Vater Nura Zeit für ihn. Sie trafen sich im Wohnzimmer, und Armando wunderte sich, wie geläufig ihm das Ritual einer respektvollen, japanischen Begrüßung doch schon war. Die Schlichtheit des Raumes und seiner Einrichtung, die sanften Farbtöne der Reisstrohmatte, mit denen Boden und Wände bedeckt waren, und die konsequente Klarheit aller Linien, Fluchten und Proportionen erfüllten Armando augenblicklich mit Gefühlen von großer Ruhe und Sicherheit. Hier gab es keine Winkel und Ecken, wo sich, wie gestern von Mioko beschrieben, der Dämon hätte verstecken können, hier bedeuteten die strengen Regeln Schutz und Freiheit zugleich.

Sie knieten beide lange schweigend nebeneinander und blickten durch die weit geöffneten Schiebetüren hinaus in den Garten, wo die Dämmerung begonnen hatte, Formen und Konturen in dunklen Farben zu übermalen. Beide trugen schlichte, schwarze Kimonos, deren gestärkter Stoff jede ihrer Bewegungen mit einem leisen Rauschen begleitete. Aus einem Krug füllte sein Gastgeber zwei Keramikschalen mit frischem Wasser und stellte eine vor Armando auf den Boden. Hoch über ihnen verhüllten einige Wolkenfetzen den kühlen Blick des Mondes.

„Wolken ziehen auf, von Zeit zu Zeit – sie bringen das Glück, ein wenig auszuruhen – vom Betrachten des Mondes.“

Die sanfte Stimme Takumi Nuras schmiegte sich an sein Ohr wie eine schnurrende Katze. Auch wenn Armando den Sinn seiner Worte nicht wirklich verstand, so ragten sie in diesem Augenblick wie rettende Inseln aus dem aufgewühlten Meer von Angst und Verzweiflung, in dessen wilder Brandung er nun schon so lange, wehrlos wie Treibgut, herumgeworfen wurde. Seit Wochen war er auf der Flucht, gehetzt von dunklen Kräften, die er nicht verstand, von

denen er aber dennoch wusste, dass sie, wie sein Schatten, unlösbar mit ihm verbunden waren.

An diesem einsamen Ort in den waldigen Hügeln am Yamana-See war es ihm, als sei dies nun das sehnlichst erhoffte Ende seiner Flucht. Er kniete neben diesem rätselhaften alten Japaner, der mit seiner stillen und klaren Ausstrahlung und seinen präzisen Gedankenbogen die Fetzen von Armandos zerrissener Welt bald schon wie eine alte Haut von ihm abfallen ließ.

„Wolken ziehen auf, von Zeit zu Zeit – sie bringen das Glück, ein wenig auszuruhen – vom Betrachten des Mondes. Das ist ein berühmtes Haiku, ein Dreizeiler des Dichters Matsuo Bashō, entstanden vor dreihundert Jahren.“ Und nachdem er das Gewicht seiner Worte eine Weile wirken lassen, fuhr er fort. „Du willst das Wesen der Wirklichkeit begreifen? Und wie sie entsteht?“ Er lächelte. „Du hast sie gefunden, die Fragen aller Fragen! Und die Antwort ist kleiner als das Staubkorn in deinem Auge und größer, als was jemals von Menschen gedacht werden kann.“

Der alte Mann hob seine Hand und zeigte in Richtung des Mondes.

„Was denkst du? Stünde der Mond auch dann am dunklen Nachthimmel, wenn niemand ihn jemals wahrgenommen hätte?“

Armando zögerte: „Ähm... ich weiß nicht... ja, ich denke schon.“ Meister Nura lächelte.

„Es war diese Frage, mit der der Physiker Albert Einstein 1925 in einem Streitgespräch mit seinem dänischen Kollegen Niels Bohr versuchte, die Quantentheorie zu widerlegen, die im Prinzip besagt, dass es ohne die schöpferische Präsenz von Geist keine Materie geben kann, also auch keinen unbeobachteten Mond. Bohrs lakonische Antwort soll gewesen sein: Beweisen Sie mir das Gegenteil!“ Meister Nura lachte und fügte hinzu: „Bis zu seinem Tod gelang es dem erfolgsverwöhnten Einstein nicht, diesen Gegenbeweis zu erbringen, was ihn unendlich geärgert haben soll.“

...

